

Yakup Kadri

Der Fremdling

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 994 der Bibliothek Suhrkamp

Yakup Kadri
Der Fremdling

Roman

Aus dem Türkischen von

Max Schultz-Berlin

Mit einem Nachwort von

Erhard Stölting

Suhrkamp Verlag

Titel der 1932 veröffentlichten Originalausgabe: *Yaban*
Die Übersetzung erschien 1939 im Verlag A. H. Payne, Leipzig
Das Nachwort wurde für die vorliegende Ausgabe geschrieben.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1989

© İletişim Yayıncılık, 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 1989

ISBN 978-3-518-01994-8

2 3 4 5 - 13 12 11 10 09 08

Der Fremdling

Nach der Schlacht an der Sakarya ließen uns die feindlichen Heere die Umgegend von Haymana, Mihalıççık und Sivrihisar als ein wüstes und ausgedehntes, hier und da mit Steinhaufen bedecktes Trümmerfeld zurück. Die der Vernichtung entgangene Bevölkerung unterschied sich inmitten dieser Steinhaufen in nichts von den Urmenschen. Halb nackt lief sie umber, versuchte an brandgeschwärzten Dreschplätzen verbrannte, mit Erde und Kot verhaftete Weizen- und Maiskörner zwischen zwei Steinen zu zermahlen, bereitete sich aus Kräutern unbekanntens Namens, aus Baumwurzeln eine Art Speise und stob, kaum daß sie die Schritte eines Fremden vernahm, nach allen Windrichtungen auseinander, verbarg sich in Höhlen . . .

Während der vom Westfront-Kommando entsandte »Ausschuß zur Untersuchung der Kriegsgreuel« unter den Steinen jener Trümmerstätten nach verkohlten Menschenknochen forschte, fand er die dieses Buch bildenden Aufzeichnungen in Form eines in der Mitte eingerissenen, an den Rändern verbrannten Heftes.

Man fragte die Bauern, was aus dem Eigentümer desselben geworden sei. Niemand wußte, wohin er geraten war. Dagegen erklärten sie selbst, daß er zwei, drei Jahre hindurch ununterbrochen in diesem Dorfe gewohnt und bis zum letzten Unglückstage dageblieben sei. Ein Mitglied des Ausschusses zur Untersuchung der Kriegsgreuel war über eine derartige Gleichgültigkeit betroffen.

»Wie ist das möglich!« rief er aus. »Wie kann jemand, der durch Jahre hindurch mit einem anderen zusammengelebt hat, nicht wissen, wohin dieser gekommen ist und was aus ihm geworden?«

Mit grollender Miene zuckten die Bauern die Achseln und machten sich davon.

Nur einer unter ihnen, ein kleiner, magerer Mensch ungewissen Alters, kehrte sich um und versetzte:

»War ja man grad so einer wie ihr – so 'n Fremder . . .«

Welch passendere Gegend als dieser entlegene Winkel Anadolien läßt sich für jemand finden, der alle Beziehungen zur Welt abgebrochen hat? Ich bin hier gleichsam lebendig begraben. Kein Selbstmord ist wohl je so überlegt, so bewußt, so anhaltend und so schwierig gewesen.

Sich zu gestehen, daß – noch bevor das fünfunddreißigste Lebensjahr erreicht – alles zu Ende, alles erfüllt sei; daß die Liebe, das Sehnen, das Hoffen und die Leidenschaft erloschen, um nie mehr wieder zum Leben zu erwachen; sich zu sagen, daß alle Pforten des Glückes und Erfolges verschlossen seien, und dann zu kommen, verurteilt dazu, hier langsam wie ein Baum zu verdorren . . . Sollte das so kommen? Hatte ich das so gemeint? Indes – es ist nun einmal so gekommen, und es mußte so kommen.

Als Mehmet Ali zu mir sagte: »Komm, Herr, ich will dich in unser Dorf mitnehmen, allein gehst du hier zugrunde . . .«, da wußte ich sehr wohl, was ein anatolisches Dorf bedeutete.

Bei Mehmet Alis Worten: »Komm, Herr, ich will dich in unser Dorf mitnehmen . . .«, hatte ich im Geiste schon dieses Dorf gesehen, so wie es war. Selbst Mehmet Alis Haus, selbst dieses Zimmer, selbst den Anblick, der sich mir durch dieses Loch bietet.

Ohnehin hatte ich im Weltkrieg – noch vor Verlust meines Armes – all meine Fähigkeit zur Schwärmerei, all meine Nativität verloren. Die furchtbare, scheußliche und brutale Wahrheit ›mit dem Blut an den Fingerspitzen und dem Kot an der Stirn‹ hatte sich mir schon längst offenbart. Ich wußte, daß der Boden hart und die Natur grausam und daß das Menschengeschlecht nichts anderes ist als ein entartetes Tier. Ich wußte, daß der Mensch das schlimmste, das gemeinste und das am wenigsten lebenswerte aller Tiere ist. Ja, vor allem das am wenigsten lebenswerte.

Seit dem Tage, an dem ich zwischen Eseln, Büffeln, Ziegen und Hühnern zu leben begonnen habe, verstehe und erkenne ich dies immer deutlicher.

Die Einfalt, die Aufrichtigkeit dieser Geschöpfe, die Geradheit und Sicherheit in ihren Instinkten machen all ihre Fehler vergessen.

Der menschliche Instinkt dagegen ist verdorben. Deshalb weiß er das Gerade von dem Krummen, das Häßliche von dem Schönen, das Nützliche von dem Nutzlosen nicht zu unterscheiden und windet sich lächerlich, plump, blöde und gedankenlos unter der Herrschaft eines ›Vernunft‹ geheißenen Höhleninstrumentes. Und eben darum sind seine Handlungen schwerfällig, seine Stimme unmelodisch, sein Wesen fade und unecht.

Ich habe es erfahren; jawohl, ich habe es erfahren. Die ganze zivilisierte Menschheit hat vor mir paradiert. Die Franzosen der Racine und Voltaire, die Engländer der Bacon und Shakespeare und die kunstfertigen Italiener und die Enkel der Bezwinger des Blitzes – sie alle mit den ihnen eigenen Trachten und Farben, Sprachen und Gesten sind an mir vorübergezogen. Was für eine unerzogene, rohe, widerliche, häßliche Gorillaherde!

Es waren zwar nicht einmal Wilde oder Barbaren, doch wenn ihre Backentaschen anschwellen mit ihrem Raube und wenn sie miteinander spielten, überkam mich ein unbeschreiblicher Ekel, das Gefühl einer seelischen Verwundung, eine tiefe Niedergeschlagenheit.

Wie oft empfand ich den Wunsch, einen Knüppel zu packen und sie vor mir hertreibend in ihre Wälder zurückzujagen! Doch mir fehlte ja mein rechter Arm –

Grinsten sie nicht deshalb so hämisch, wenn ich mich unter ihnen zeigte, und erdreisteten sich, mit meinem wie ein leerer Sack an meiner Rechten baumelnden Ärmel zu spielen? . . . Damit er nicht länger mehr baumele, faltete ich schließlich den Ärmel an den Enden und stopfte ihn mir in die Tasche. Und seit jenem Tage laufe ich immer noch so herum.

In diesem Dorfe hingegen bemerkt niemand, daß mir der

Arm fehlt. Hier jedoch wünschte ich, man möchte es bemerken. Denn meinen rechten Arm habe ich ja für *sie* verloren. Und was in Istanbul meine Schande, stellt hier meine Ehre dar.

Während ich die ersten Tage mit Mehmet Ali im Dorf umher-schleuderte, kehrte ich sogar geflissentlich jedem, der uns begegnete, rasch meine rechte Seite zu. Alles setzte ich daran, um besonders die heranwachsenden jungen Männer und Mädchen unbedingt meinen körperlichen Mangel fühlen zu lassen. Es war dies mein letzter Trumpf, meine letzte Eitelkeit, mein letzter Stolz . . . Nach fünf bis zehn Tagen war auch das vorüber. Ganz abgesehen davon, daß niemand das Fehlen meines rechten Armes schätzte, erweckte es nicht einmal Mitgefühl – weshalb, begriff ich erst später: weil hier nämlich die Krüppelhaftigkeit ein beinahe jedem eigentümlicher Zustand zu sein scheint.

Mehmet Alis Mutter lahmt tüchtig. Ein Sohn Salih Ağas ist bucklig. Bekir Çavuş' Tochter Zehra ist blind. Ich selbst habe es nicht gesehen, aber nach Mehmet Alis Darstellung soll eine Krankheit, deren Namen man nicht kennt, die Frau des Gemeindevorstehers seit acht Jahren so verkrümmt, so entstellt haben, daß es unmöglich sein soll, ihre Beine von ihren Armen und ihre Arme von ihren Beinen zu unterscheiden. An ihrem ganzen Körper soll nur etwas Leben haben, und zwar ihre Augen. Jeden Tag soll der Gemeindevorsteher sie anschreien: »Mach auch die noch zu, dann hat's wenigstens ein Ende.«

Außer diesen gibt es im Dorfe noch zwei Irre und einen Zwerg. Nun urteilt selbst: Wie soll *ich* mich an dieser Heimstätte der Siechheit und Krüppelhaftigkeit zur Geltung bringen können?

Zwar bin ich seit dem ersten Tage meiner Ankunft im Dorfe fortwährend in einer von allen unterschiedenen Lage. Ein unsichtbarer Ring, eine Art Quarantänegürtel isoliert mich immerzu von dieser kleinen Menschengruppe, der ich mich

einzugliedern gedachte. Was ich auch tue, ich vermag diesen Ring nicht zu sprengen. In diesem Dorfe, das ohnehin rings von einer entsetzlichen, ausgedehnten Leere umgeben ist, umschließt mich so noch eine besondere Leere.

Wenn Mehmet Ali nicht wäre, würde niemand mit mir sprechen, niemand sich mir zu nähern wagen, würde man mich als eine auf den Straßen des Dorfes aufgestellte Vogelscheuche ansehen. Erschraken nicht in den ersten Tagen die Kinder vor mir und liefen davon? Bellten nicht die Hunde hinter mir her? Dabei war meine Erscheinung weder seltsam noch schrecklich – im Gegenteil . . . Und ich bin doch auf der Flucht vor den Fremden, auf der Flucht vor der fremden Willkür hierhergekommen, um mich unter diese kleine Menschengemeinde zu mengen, die meines eigenen Blutes und Geistes ist, mich mit ihr zu verschmelzen, bei ihr meine Einsamkeit zu vergessen . . . Unterwegs wiederholte ich Mehmet Ali unaufhörlich die Worte:

»Deine Mutter soll meine Mutter, deine Geschwister sollen meine Geschwister sein. Das merke dir wohl.«

Und Mehmet Ali lächelte ohne Antwort mit jenem kindlichen Lächeln auf seinem braunen Männerantlitz.

Schwieg und lächelte er etwa so, weil er schon damals bedachte, wie unmöglich das sein würde? Wer weiß, wer weiß . . . Die Seele des türkischen Bauern ist ein stehendes und tiefes Gewässer. Was es auf seinem Grunde gibt – einen schroffen Felsen, einen Lehmhügel, eine lockere Sandschicht –, das herauszufinden ist unmöglich.

Rede ich sie an, so blicken sie mir einfältig ins Gesicht, als verstünden sie kein Wort. Dann murmeln sie irgend etwas untereinander. Und ich fühle, daß sie meine Worte wohl verstanden haben, sie aber nicht billigen. Mitunter merke ich auch, daß sie heimlich über mich lachen.

In den ersten Wochen nach meiner Ankunft verbreitete ich nur Angst und Sorge um mich. Ob sie mich nun für irgendeinen von der Regierung entsandten Beamten, einen Steuererheber,

einen Zehnteneinnehmer, einen Gendarmen oder einen Präsidenten der Rekrutierungsabteilung hielten, kann ich nicht sagen, doch in allen Gesichtern gewährte ich unverkennbar Anzeichen von Angst und Sorge.

Als es sich zuletzt herausstellte, daß ich weder das eine noch das andere war, daß ich ein reines Nichts darstellte, begann ich an Stelle der sorgenvoll gerunzelten Stirnen verwundert geöffnete Augen und mit verstecktem Spott gekräuselte Lippen zu sehen. Blickten sie mich an, so wurde in den Augen eines jeden von ihnen ein eigentümlicher, ständig aufblitzender und wieder verlöschender Lichtschimmer sichtbar. Zweifellos entsinne ich mich keines Eindrucks, der mich so beunruhigt hätte wie dieses Licht, das der Reflex einer Art geheimen und teuflischen Intelligenz sein muß, deren Wurzeln so tief liegen, daß ich nie zu ihnen werde gelangen können. Überall und jede Minute verfolgt es mich, dringt bis in mein Zimmer, das meine einzige Zufluchtsstätte darstellt. Beim Waschen, beim Anziehen, beim Auskleiden oder beim Rasieren läßt es mich keinen Augenblick los.

Meine einfachsten, gewöhnlichsten, natürlichsten Handlungen erscheinen ihnen komisch wie die Purzelbäume, die Luftsprünge und die Kapriolen eines Clowns im Zirkus.

Ich fragte Mehmet Ali: »Warum kommt deinen Nachbarn alles, was ich tue, so komisch vor?« Zunächst wollte Mehmet Ali es leugnen, dann aber konnte er nicht an sich halten und plauderte alles in Form von Ratschlägen aus.

»Herr, rasiere dich nicht jeden Tag . . . Herr, was brauchst du dir hier im Gebirge früh und abends die Zähne zu putzen . . . Herr, bei uns kämmen sich nur die Frauen . . . Herr, was liest du ununterbrochen alle Nächte bis zum Morgen halblaut vor dich hin? Sie meinen, du gibst dich mit Zauberei ab . . .«

Was soll ich tun, wenn ich die Nächte nicht bis zum Morgen lese? Inbrünstig erwarte ich stets die Stunde, um die ich, nachdem alles sich zurückgezogen hat, meine Zimmertür verriegele und mit meinen Büchern allein bleibe. Denn das ist die

einzigste Stunde, in der ich das ganze traurige Abenteuer meines Lebens und die schwere Tragik der Zeit, in der ich lebe, vergesse.

Dann beginnt dies kahle und öde Zimmer mit vertrauten, lieblichen, aus Zauber und Glanz gesponnenen Geschöpfen aus einer freieren, freundlicheren Welt als der realen sich zu füllen: liebebreizende und köstliche Frauen, deren Duft nach ihrem Scheiden noch die Luft erfüllt, Freunde, deren Stimme vertrauter, zu Herzen gehender als die Stimme einer Mutter, verklärtgesichtige Greise, kristalläugige, schäumendem Wasser gleiche Jünglinge, betrübte Liebhaber, lächelnde Geliebte, Dantes Beatrice, Petrarcas Laura, Romeo und Julia und noch viele andere teure Schatten . . .

Die einen nebeneinander auf meinem Lager, andere wie Kinder auf meinem Schoße, manche allein auf einem Schemel, manche stehend, die einen am Fensterbord auf die Ellenbogen gestützt, andere im Zimmer auf und ab schreitend – so verbringen sie mit mir zusammen die Nacht.

Und bis zum Morgen schweben in der Luft die Akkorde eines himmlischen Orchesters, und Schöpfer und Geschöpfe scheinen, Hand in Hand, vereint im Reigen sich zu wiegen.

Wir kamen eines Spätnachmittags in der Dämmerung hier an.

Als Mehmet Ali den Arm aus dem Wagen streckte und rief: »Da liegt unser Dorf –«, suchte ich eine Zeitlang vergeblich die Umgebung ab.

Ich vermochte nichts zu unterscheiden. Nach einer Weile meinte ich in der Richtung, nach der Mehmet Ali gewiesen, einen schattenhaften Umriß zu erkennen. Kein einziges Licht. Nur Hundegebell schlug von fern her an unser Ohr. Diese Laute sind die einzigen Lebenszeichen inmitten der öden anatolischen Ebenen. Noch etwas später würde ich den Geruch

von Stroh und getrocknetem Kuhmist wahrnehmen. Richtig – da begann ich ihn schon zu spüren.

Mehmet Ali spricht nicht mehr mit mir. Den Oberkörper aus dem Wagen herausgebeugt, kehrt er sich dem Dorf zu. Hoffentlich vergißt er mich nicht ganz und gar, wenn wir erst im Dorf angekommen sind! Schon jetzt steigt in mir ein Groll gegen ihn auf. Ich neide ihm gleichsam sein Dorf. Richtiger gesagt, ich komme mir neben diesem einfachen Soldaten, der nach vierjähriger Abwesenheit in sein Dorf heimkehrt, überflüssig vor. Wozu bin ich hierhergekommen? Was bezweckte ich damit, mich selbst in diese Einöde zu verbannen?

Einöde? . . . Bedeutet dieser unbefleckte Heimatboden, den noch keines Feindes Fuß betrat, eine Einöde? – Wie sehr ich es auch leugnen möchte, ich kann mich dieses Gefühls nicht erwehren: Je mehr wir uns Mehmet Alis Dorf näherten, um so deutlicher empfand ich, daß ich mich von etwas getrennt, und zwar von etwas, das mir teuer war. Eine lastende Traurigkeit befahl mich.

Doch was hatte ich zurückgelassen, um so trübe gestimmt zu werden? . . . Ein Heim? Eine Mutter? Eine Geliebte? – Nein, gar nichts – keine Menschenseele.

Ich kam doch vielmehr, um alles, was ich verloren, hier zu finden . . .

Rüttelnd hielt der Wagen an, als sei er gegen einen Stein gefahren. Ohne ein Wort der Erklärung sprang Mehmet Ali ab und tauchte im Dunkel unter. Von dieser Minute ab war ich ein Mensch, dessen Wille dem eines anderen unterworfen ist. Zusammengekauert hockte ich im Wagen. Zwischen meinen Koffern und Taschen kam ich mir selbst wie ein Koffer, eine Tasche vor. Ich wagte nicht, den Kutscher zu fragen, ob wir angekommen seien. Statt dessen richtete dieser das Wort an mich und erkundigte sich: »Wohin denn nun?«

»Ich weiß nicht . . . Wollen auf meinen Kameraden warten.«

Endlich kehrt Mehmet Ali zurück, begleitet von einem ein Meter zwanzig langen Schatten. Mehmet Ali und dieser Schat-

ten neigen sich dem Wageninnern zu. Lautlos machen sie sich daran, die Gepäckstücke einzeln herunterzuheben. Auch ich gleite mit diesen – geradeso lautlos – zu Boden.

Bereut Mehmet Ali bereits, daß er mich hierher gebracht? Haben ihn vielleicht zu Hause seine Mutter und Geschwister gescholten, sobald sie erfuhren, daß er mit einem Gast angekommen? . . . In sonderbarer Betretenheit gehe ich hinter dem Gepäck her. Zuweilen geraten meine Füße in ein Erdloch, stoßen manchmal an einen Stein, um dann wieder über einen Haufen schlüpfriger Dinge zu gleiten, die Melonenschalen ähneln: Und das Dorf stinkt wie ein räudiger Büffel, der sich im Morast wälzt.

Da läßt sich Mehmet Alis Stimme vernehmen: »Tritt ein, Herr!« Und resigniert wie ein Kranker, den man zum Operationstisch führt, bücke ich mich und trete durch ein Loch ein.

Ich befinde mich in einem Raum, dessen Boden mit einer großen Bastmatte bedeckt ist; seitlich steht eine alte Frau mit einer Laterne in der Hand.

»Nimm mal hier ein bißchen Platz, Herr«, sagt Mehmet Ali und weist auf eine Matratze in der Ecke des Zimmers. Ebenso resigniert wie bei meinem Eintritt lasse ich mich auf der Matratze nieder. Die Frau stellt die Laterne zu Boden und entfernt sich. Im Halbdunkel blicke ich Mehmet Ali an, dessen Schatten sich an der Zimmerdecke abzeichnet. Freut er sich? Scheint er verstimmt? Nein – weder das eine noch das andere. Mehmet Ali ist einfach in Gedanken versunken.

Der kleine Mann, der vorhin mit ihm zusammen das Gepäck getragen hat, ein zehn- bis elfjähriger Bursche, steht jetzt mitten im Zimmer und mustert mich aufmerksam. Mehmet Ali stellt meine Koffer der Reihe nach an die Wand und geht dann hinaus. Vom selben Platz aus starrt mich der Junge wieder an. Er sieht eher einem Zwerg denn einem Kinde ähnlich. Abgesehen davon, daß seine Blicke sich kaum von denen eines Erwachsenen unterscheiden, ist auch sein Gesicht vorzeitig

gealtert, sein Körper steif, und seine Bewegungen sind schwerfällig.

»Bist du Mehmet Alis Bruder?« frage ich ihn.

Er nickt bestätigend.

»Wie alt bist du denn?«

»Vierzehn.«

»Wie heißt du?«

»Ismail.«

»Gehst du in die Schule?«

Halb ärgerlich, halb erstaunt hebt er die Achseln. »In was für eine Schule denn – wer soll hier wohl die Arbeit machen, wenn ich zur Schule gehe? Es gibt ja auch keine Schule hier im Dorfe. Drüben beim Imam im Hause kann man Lesen lernen.«

Wieder heftet er seine Augen unverwandt auf mein Gesicht. Die vom Boden aufsteigende Helligkeit der Laterne verleiht ihm ein groteskes Aussehen. Er gleicht der unförmlichsten Vogelscheuche aus einem Garten.

Um ihn zu veranlassen, sich von seinem Platze zu rühren, fahre ich fort:

»Vorwärts, hilf mir. Wollen die Koffer da aufmachen.«

Es dauerte geraume Zeit, bis ich mich in dem Zimmer Mehmet Alis, das man mir gegeben, eingerichtet hatte.

Es ist dies ein auf die Ebene hinausblickendes, mit zwei kleinen Fenstern versehenes Kämmerchen, von dessen mit Pappelholzstämmen abgestützter Decke dürres Gras herabhängt und dessen Boden aus Erde besteht.

Zunächst mußte mit zwei Leinensäcken, in die mein Bettzeug und meine Bettstelle verpackt waren, die Zimmerdecke verkleidet, dann der Erdboden mit Dielen und Linoleum, die ich mir aus der Stadt kommen ließ, gedeckt und ausgelegt werden. Meine Bücherkiste aus Nußbaumholz baute ich zu einem Tische um, aus ihrem Deckel machte ich eine Art Büchergestell. Mein Bett ist dasselbe wie in Istanbul. Denn seit dem

Kriege habe ich mein Feldbett nicht aufgegeben. Es ist gewissermaßen ein Stück von meinem Körper geworden. Nie könnte ich je in einem bequemeren Bett schlafen.

Als ärgster Übelstand meines Landlebens, mit dem ich mich durchaus nicht abzufinden und dem ich noch immer nicht abzuhelfen vermag, stellt sich das Reinlichkeitsproblem dar. Um hier Wasser zu finden, muß man jeden Tag bis zum Fluß gehen. Das Wasser des Flusses jedoch ist ein flüssiger Lehm-brei.

Zwar gibt es wohl Wasser im Dorf. Aber der Brunnen ist ebenso wie die Dorfquelle alle Tage vom Morgen bis zum Abend dicht belagert. Greise, die die rituelle Waschung vollziehen, Frauen und Mädchen, die Wasser in ihre Häuser tragen, und Kinder, die unfaßbar schmutzige Spiele treiben – sie alle sind dort versammelt. Mitunter kommt es auch vor, daß Frauen, die zu bequem sind, um bis zum Fluß zu gehen, im Brunnenbecken ihre Wäsche waschen.

Nach der Ernte wird durch Wochen hindurch Getreide aller Art im gleichen Becken gewaschen und gereinigt. Häufig geschieht es sogar, daß Lebensmittel mit Kinderwäsche, schmutzigem Unterzeug und Hemden zusammen gespült und gewaschen werden. Diesen Schmutz den Leuten begreiflich zu machen ist einfach ausgeschlossen. Meine diesbezüglichen Behauptungen scheint lediglich Mehmet Ali zu bestätigen. Doch seiner Überzeugung nach ist dieser Schmutz eine dem Bauern-tum eigentümliche Erscheinung, und so spürt er keinerlei Neigung, sich damit zu befassen. Ohnedies ist Mehmet Ali seit dem Tage unserer Ankunft hier meinem Einfluß völlig entglitten und hat ganz sein früheres Wesen, ehe er Soldat wurde, wieder angenommen.

Diese von mir beobachtete Rückverwandlung meines einstigen Burschen setzte mich die erste Zeit maßlos in Erstaunen. Dann, als ich selbst langsam zum Bauer zu werden begann, fiel es mir nicht schwer, diese Tatsache dem Einfluß der Umgebung auf das Individuum zuzuschreiben. Unterricht, Erzie-

hung und gute Beispiele – all das sind vergängliche Dinge. Und solange die Umgebung sich nicht ändert, ist es auch dem Individuum unmöglich, sich zu ändern. Von dieser simplen Erwägung ausgehend, kann man bis zur Erklärung dafür gelangen, weshalb alle Reformversuche und Europäisierungsbestrebungen in der Türkei zum Scheitern verurteilt sind. Doch ich bin nicht allein hierhergekommen, um mich vor feindlicher Willkür zu schützen – ich bin auch gekommen, um von der Qual meiner Gedanken Erlösung zu finden.

Denken – an diesem Platze, wo die Menschen wie in grauer Vorzeit noch in Erd- und Steinhöhlen hausen und mit den Tieren verwachsen sind, erscheint mir das Denken als etwas Verwerfliches.

Zuweilen, im Gespräch mit den Bauern, fühle ich mich mitten in einem klaren Gedankengang plötzlich von einer Sprachlähmung befallen und kann nicht weiter . . .

Eines Tages – es war gegen Mittag – saßen wir unter dem Laubdach des Dorfcafés. Unser Mehmet Ali, Bekir Çavuş, Salih Ağa und der Gemeindevorsteher – alle waren da. Das Gespräch drehte sich um den Krieg und seinen Ausgang.

Ich teilte ihnen mit, daß Istanbul unter militärischer Besetzung von vier Staaten stehe, Izmir bis nach Bursa hin von den Griechen besetzt, Adana von den Franzosen noch nicht geräumt sei, in Urfa und Antep blutige Vorfälle sich abspielten – und beobachtete dabei mit besonderer Aufmerksamkeit das Gesicht eines jeden einzelnen. In keinem jedoch spiegelte sich Erstaunen oder Schrecken oder auch nur die Spur eines gewöhnlichen Interesses. Selbst Mehmet Ali, der eben erst aus dem Feuer gekommen war, lauschte nun diesen Dingen wie einem Märchen aus längst vergangener Zeit. Ich sprach:

»Der Mehmet Ali da weiß es! . . . In Istanbul hat weder der Padischah noch das Reich, noch die Regierung für einen Pfifferling mehr zu sagen. Ausländische Offiziere im Haupt-

mannsrang erteilen Großwesiren Befehle, geben dem Padschah Ratschläge wie: ›Ernenne den und den da und dazu, entsetze den und den des und des Amtes.‹ Wird nicht gehorcht, so setzt man, mit der Reitpeitsche fuchtelnd, den Hof unter Druck. Die Bevölkerung wird aufs unerhörteste drangsaliert. Die großen und klugen Männer des Landes holt man weg und verbannt sie auf die Insel Malta. Niemand darf den Mund auftun und ein Wort verlauten lassen. Einem jeden werden aus allen nur möglichen und unmöglichen Anlässen Abgaben auf-erlegt. Von *dem* nehmen sie unter dem Vorwand, ein Huhn mit dem Kopf nach unten gehalten zu haben, fünf Lira Strafe, von *dem* zehn Lira, angeblich weil er in der Straßenbahn laut gesprochen habe.«

Wieder blickte ich sie an. Nicht einmal sonderbar fanden sie diese Dinge. Da gedachte ich sie bei ihren heiligsten Gefühlen zu packen und fuhr fort: »Weder die Ehre unserer Frauen noch das Leben unserer Kinder, weder Religion noch Glaube – nichts von all dem, was uns gehört, ist von ihren Übergriffen verschont geblieben. An allem haben sie sich vergangen . . .« Und ich berichtete von Vorfällen, die das verdeutlichten.

Gerade in diesem Augenblick bemerkte ich mit einemmal, daß der Gemeindevorsteher eingeknickt war. Mehmet Ali schnitzte mit dem Taschenmesser an einem Weidenzweig herum. Salih Ağa beobachtete seine in der Ferne am Berghang weidenden Schafe. Nur Bekir Çavuş schien etwas aufzumerken.

»Herr, wird wieder Krieg werden?« erkundigte er sich.

»Es ist schon welcher«, versetzte ich. »Habt ihr's denn nicht gehört? Ein großer Mann, ein mächtiger Feldherr namens Mustafa Kemal ist von Istanbul aufgebrochen und hat sich nach Anatolien begeben. In Erzurum und Sivas hat er die Nation um sich versammelt. Er sagt: ›Die Regierung erfüllt ihre Staatspflicht nicht; folglich müssen wir uns selbst schützen. Wir werden uns dem Feind entgegenstellen.‹ Jetzt schlagen sich seine Anhänger überall mit den Griechen und Franzosen. Und alle sind solche Helden –«